

201

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

(Nachdruck verboten.)

In den beiden inneren Räumen wimmelte es von jungen Seelenten, welche dem Essen und Trinken alle Ehre widerfahren ließen und die nun, da eine Pause in Musik und Tanz eintrat, wahre Wolken aus Pfeifen und Cigarren sendeten.

Rejer trat hier ein und war sogleich von einer Schar Kameraden aus der Seemannsschule umringt . . .

Der „Gähler“ hatte durch sein Auftreten als Walllöwe alle in Erstaunen versetzt und derselbe war nun auch in ihren Augen plötzlich zu einem Helden verwandelt . . . Daß er beim Stanonier Holz spaltete, um sein Examen machen zu können, flüsterte man sich nun voll Interesse zu, während es vorher bei den wenigen, welche darum wußten, höchstens eine zweifelhafte Aufmerksamkeit erregt hatte . . . Nun sahen sie aber, „einer wie alle“, was für ein Kerl in ihm steckte.

„Magst meine Pfeife, Zuhl? — prächtig angeraucht . . . „Birdseye“, in Liverpool gekauft! . . . Eine Cigarre, Zuhl! . . .“ Von zwei Seiten streckte man ihm entgegen.

„Jetzt setzen wir uns, Jungen, und spliffen zu einer Kanne Punsch zusammen! Was, Zuhl? . . . He, Du dort im Noof — eine Kanne! — kommst Du uns aber mit Theewasser, so kannst Du Dir selbst damit den Hals ausspülen! . . . Start, hörst Du? — eine ordentliche Kanne, um drei Mark, — so daß die Bartasse flott wird!“

Das waren wirklich außerordentlich gemüthliche Gesellen, und Rejer konnte nicht umhin, sich sehr geschmeichelt zu fühlen, daß sie sich alle so bemühten, ihn neben sich zu bekommen!

Von Kameraden und Freunden hatte er niemals gewußt. In der Schule ging er seinen Weg für sich; er hielt sich von den andern fern und die andern von ihm, so daß er sie wenig kennen gelernt hatte. Und nun sah er plötzlich wohl vertraut und rauchend, gewissermaßen als das natürliche Haupt, in einer Gesellschaft von lauter guten Freunden! Es schien fast, als kenne ihn jeder einzelne seit zehn Jahren — und es waren offenbar lauter ordentliche Leute, Söhne von kleinen Handels- und von Gewerksleuten.

Man trank und man tanzte und die ganze Zeit über war Rejer von einem festen Kreis von Bewunderern umgeben. Sein ruhiges Wesen und seine kraftvolle Erscheinung wirkten durch eine gewisse überlegene Sicherheit, während thatsächlich Rejer, trotz der unergleichlich höheren Reife, die er in vielen Stücken besaß, nun mit durstiger Wissensgier eine große Lücke seines Erfahrungskreises ausfüllte. Er hatte in der Zeit seines Heranwachsens mit altersgrauen, verständigen Menschen gelebt, hatte niemals gewußt, was Jugend heißt, und nun spähte und guckte er in aller Heimlichkeit unter den gesenkten Augenlidern hervor, um zu erfahren, wie die jungen Leute seines Alters sich dem eigentlich betrügen . . . Sie tranken fürchterlich, das mußte man zugeben! — wurden munter und munter . . .

Und dann schien es — so wunderbar und betrüblich das auch war —, als befäßen sie alle zusammen nur einen Säckel. Derjenige, welcher etwas hatte, spendierte jenen, die nichts hatten; da war keine Rede von vernünftiger Rechnung oder von Bezahlen . . . Wer blank war, schlug sich nur lustig auf die Tasche und sagte es . . .

Rejer hätte im Grunde auch auf seine Tasche schlagen können, er fühlte aber gar keine Lust, seine Verhältnisse auszu-pösaumen! . . .

Man hielt bei der dritten Bowle und die Freundschaft knüpfte sich stets enger. Mindestens fünf junge Leute versicherten, sie hätten Rejer gleich, als sie ihn in der Navigationschule sahen, angemerkt, was für ein Mensch er sei; allein er habe stets so unverschämt hochmütig ausgesehen! Einer wollte sein erster Raat sein, wenn er eine Schule bekam und Kapitän wurde . . . Ein anderer nannte ihn immerfort „Nils

Juel“.) Ein dritter setzt sich zu ihm und sprach in aller Vertraulichkeit:

„Hör einmal, Zuhl, — was soll dies Holzhacken bei der Saubige droben? — Du weißt ja, wir können Dir immer Geld borgen! . . . Sag Du es mir, — denn, wenn ich selbst keines habe, so weiß ich drei für einen, welche pumpen können . . . So ein Seegast stehen und Holz hacken! . . .“

Nun kam jemand zur offenen Thür und warf die Bemerkung herein, daß morgen abends in Laurvig Seemannsball sei.

„Wenn Du hingehst, Zuhl, so will ich mit!“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

Rejer zuckte die Achsel. Er hatte ja seinen Gemmschuh in der Tasche.

„Es sind schon einige von den Frauenzimmern geladen,“ fuhr der Berichtstatter fort, „man war bei den Bergschen . . . Marie Berg kommt . . . und die beiden vom Hochbootsmann . . . Wichtig, Sara Nördam auch . . .“

„Versteht sich, sie pflichten sich unsre besten heraus . . . Mit Sara Nördam solltest Du tanzen, Zuhl!“

Rejers Nase stieg wieder in die Höhe, als ob er es nur verschmähte, — er hatte keine Lust, vom Korb zu erzählen, den er sich geholt.

„Einen um den andern schießt sie die Fallreepstreppe hinab . . . aber . . . tanzen kann sie!“

„Und dann ist sie so unterhaltend“ — warf ein anderer ein. — „Ich bemerkte übrigens, wie sie da stand und Dich ansah, Zuhl.“

„Wann?“ fragte dieser rasch.

„Als Du tanztest, — mit dem kleinen schwarzen Zauskopf von einer Zimmermannstochter . . .“

„Sie hat einen Wuchs, der schon ganz merkwürdig ist . . . Und so schöne Zähne, daß Du, wenn sie lacht, vor Schauen und Zähnen ganz verrückt wirst . . . Sie ist wie eine Woge . . .“

„Eine blaue Woge!“ — warf ein anderer pathetisch dazwischen.

„Hat sie blaue oder graue Augen? . . . graue oder blaue?“ — Rejer konnte sich gar nicht erinnern, obgleich er die Augen und das ganze Gesicht vor sich sah . . . Er mußte in den Saal, um darüber ins reine zu gelangen!

Es kam Walzer, und es kam Schottisch, und in beiden Tänzen strich er öfters ganz nahe an Sara vorbei; aber, ob ihre Augen grau oder blau waren, darüber besand er sich, als er zu seinen Kameraden zurückkehrte, noch immer nicht im Klaren, trotzdem sie ihm ein paarmal grade ins Gesicht geschaut hatte.

Allerdings schwebte ihm seine ganze Umgebung schon etwas nebelhaft und unsicher vor; er war aber ganz ruhig, daß äußerlich davon nichts zu merken war.

„Grau oder blau . . . blau oder grau?“ dachte er. Wenn ich mir morgen bei ihnen Holz spaltete, so würde ich es gleich sehen! . . .“

„Wir haben soeben Schiffsrat abgehalten, Zuhl!“ riefen sie ihm alle unter einander entgegen, „haben für Dich mitgestimmt . . . Nach Laurvig gehen wir morgen allesamt! . . . Geld haben wir . . . zurückzahlen muß niemand vor der ersten Heuer, Zuhl!“

„Ja, meinetwegen!“ — Er dachte noch an grau und blau . . . blau oder grau . . .

Gegen Morgen wanderten sie alle Arm in Arm, singend, im Mondschein hinab vor Wallas Haus. Die Alte erwachte vor dem ungedohnten Lärm und Toben und dem Klänge vieler Stimmen vor der Straßenthür . . .

9.

„Man kann wohl das Noß zum Dach zerren, aber es nicht zum Trinken zwingen!“ murmelte Rejer voll bitteren Mergers, als er, wer weiß zum wievieltenmale, seine Gedanken von Laurvig zum Buche herholen mußte . . . „Alle Plage ist umsonst!“

*) Nils Juel war ein dänischer Seeheld des 17. Jahrhunderts, dessen Heldenthaten die Vernichtung der schwedischen, weit überlegenen Flotte in der Njögabucht und die Eroberung von Aligen waren.

Die Festtage waren vorbei.*) Nach einer anderthalb-wöchentlichen, ununterbrochenen Zulfeier, die bald in Laurvig, bald hier stattgefunden, — einem ewigen Freundschaftsrausch, in den sich auch ein wenig anderer Rausch mischte, — sollte nun wieder ernstlich gearbeitet werden; es ging aber nur mit Puffen und Gähnen und Träumereien und Gedanken-abschwweifung.

Bald fiel ihm das eine, bald das andre ein.

Er rauchte Schag aus einer kurzen Pfeife mit prächtigem Bernsteinmundstück, die ein Kamerad ihm verehrt hatte. . . . Ueberhaupt wollte jeder insbesondere ihm einreden, er sei sein bester Freund . . . und das war ja eigentlich nicht so übel . . . Aber prächtige Zungen waren sie alle mit einander, die für einander die Taschen umdrehten!

„Paff . . . paff! — Er dampfte. Heißt das studieren?“

„Ja, Sara Rördam suchte mich auf dem Valle zu Laurvig wirklich mit allerlei Finten zu ködern, — und das öfters! „Nicht ihre Leute, jene, die immer mehr scheinen wollen, als sie waren!“ Ach nein — keine Spur! — Na, sie bekam aber zum Abschied eine glatte Lage als Antwort: „Aber wissen Sie, Jungfrau Rördam, wer zu meinen Leuten gehört? Gerade derjenige, der zu sein wagt, was er ist und sich eher brechen als biegen läßt!“ — Und tanzten wir dann nicht hübsch und lustig den Mehraus miteinander!“

„Ich sehe es ganz gut, sie weiß nicht, was für einen Menschen sie vor sich hat, und sie wundert sich, wie ich gelebt haben mag, daß ich so gar nichts von der Steuer übrig habe . . . Dumm ist sie nicht!“

„Nein . . . rauchen und lernen, das taugt nicht zusammen, das setzt einem nur Dunst und Nebel in den Kopf!“ Er legte die Pfeife weg und fing von neuem an.

Aber „Mares Wetter“ kam diesen Tag nicht mehr in Rejers Kopf; er war deshalb froh, als später am Nachmittag ein Kamerad vorsprach und ihn bat, mit der Pfeife zu ihm hinüberzutommen. Das Extrapensum aus der Navigationslehre, welches sie über die Zulferien zu erledigen bekommen, wurde vorläufig beiseite geschoben.

Drin in der Seemannsschule war es nach Neujahr nichts mehr mit dem Gähnen. Es ging dort lebhaft genug zu, — Kameraden auf allen Bänken! Den einen Fehler hatte die Sache aber, daß all dies viel zu denken gab; sowohl während der Unterrichtsstunden als nach denselben. Da war bald eine Flasche Punsch bei einem auszustechen, bald eine kleine Spritzfahrt dahin oder dorthin zu machen, so daß der ganze Monat Januar nur ein „Stehenlassen“ und „Beiseiteschieben“ der Arbeit wurde, die man gelegentlich nachholen wollte. Rejer fiel all dies um so leichter, da er zu denjenigen gehörte, welchen der Lehrer vertraute und die er darum seltener befragte. Aber die Lücken, welche Rejers Wissen dadurch bekam, wurden schon bedenklich zahlreich.

Von „Nachtwächterdiensten“ war nun keine Rede mehr. Er hätte sich auch bei guten Freunden Holz ausleihen können; aber es schien — wie einer derselben kürzlich gesagt hatte — „als wollte in nächster Zeit der ganzen Compagnie das Geld ausgehen!“ Nach dieser Aeußerung zog er es vor, wieder eine Zeitslang Holz zu spalten, als aufs neue zu borgen. Außerdem . . . er legte einen gewissen Wert darauf mit Sara Rördam zu sprechen, obgleich sie etwas an sich hatte, das ihn immer reizte, große Worte zu gebrauchen, die ihn nachher selbst ärgerten. Es war, als ob sie beständig an ihm zweifelte . . .

Nun, da Rejer im ganzen Ort bekannt war, ging es nicht mehr so bequem wie vor Weihnachten, sich von seinem feinen blauen Anzug zu trennen. Jetzt hatte er stolz auftretende Kameraden, und beim Kanonier gefiel es ihm auch nicht länger, wie ein Packer aufzutreten. Sara Rördam schaute ihn immer so forschend an, als dächte sie darüber nach, was sie von ihm halten sollte; und wäre er nun einmal auch am Sonntag mit seinem alten, verschliffenen Gewand angefegelt gekommen, so hätte sie mit ihren Augen schon herausgefunden, was er mit dem blauen angefangen, — Wallas Verschwiegenheit durfte man auch nicht zu sehr trauen!

Das eine und das andre — das waren Verlegenheiten, welche ihn aus den Studien herausrissen. Wenn man es genau betrachtete, hatte ja jeder seiner Kameraden ihm schon den Beutel geöffnet, und da wäre es schwer gewesen, nicht

höflich zu sein und es ihnen abzuschlagen, wenn sie ihn quälten, mit ihnen zu gehen. . .

Er dachte ernstlich daran, dem Steuermann Lind nach Sandeffjord zu schreiben. . . Nicht um ihn irgendwie zu fordern, sondern nur zu hören, ob er ihm keinen Weg bahnen könnte, wie er auf seine Frühjahrslöhnung ein Stückchen Geld zu schaffen vermöchte. Er wollte ihm seine Verhältnisse erklären.

Je früher, desto besser — und so ging der Brief ab.

(Fortsetzung folgt.)

Ice Caprice.

(Lessing-Theater.)

Das Lustspiel gehört zu den besseren Arbeiten Blumenthals. Es ist in Versen geschrieben, die zwar poetisch keinen Wert darstellen, denen man aber zugestehen muß, daß sie gut gemacht sind. Sie sind ein ganz Teil besser wie beispielsweise die sonst ähnlichen Verse in Juldas „Zwillingschwester“; sie klingen energischer und haben schließlich auch mehr Farbe, wie überhaupt die ganze Komödie mehr Farbe hat, als das blaße Stück von Julda. Nur mitunter läßt sich der Autor zu kleinen Verskunststücken hinreißern, bei denen man wie von einem eisigen Hauche angeweht wird. Man merkt an diesen Stellen besonders deutlich, daß die Verse aus dem Stilkül stammen, nicht aus der Empfindung. Der Autor wäre hier ein besserer Virtuos, wenn er ein schlechterer geblieben wäre. Das Stück hatte beim Publikum Erfolg.

Die Situation war für ein Werkstück nicht ungünstig. Verschiedene Arbeiten dieser Gattung waren beifällig aufgenommen worden, woraus man schließen durfte, daß das breite Publikum wieder an versifizierten Spielereien seine Freude hatte. Diese Freude an bunten Kleinigkeiten ist in den Tagen der verschiedenen bunten Theater nicht allzu schwer verständlich; sie hängt eng mit der ganzen Theater-situation zusammen, so wenig wir hier auch diesen Zusammenhang entschleiern können. Blumenthal war nun geschick genug die Konjunktur auszunutzen, ohne doch zum Nachahmer von Juldas „Zwillingschwestern“ zu werden. Er wandte den Vers an, den gereimten Vers und blieb im modernen Gesellschaftsmilieu. Daneben schaffte er sich noch eine weitere Garantie des Erfolges, indem er einen aktuellen Faden durch die Handlung flocht. Die Ueberbrettel grassieren und mit ihnen grassieren sie und da symbolistische Jünglinge, die ohne Zweifel schwer erträglich sind. Einen solchen Ueberdichter nun nahm Blumenthal in seine Arbeit hinüber, um ihn in den Augen des Publikums lächerlich zu machen. Er macht es insofern nicht ohne Geschick, als er den Versen des schweremüthigen Jünglings den Funken von Talent läßt, den er selbst zu vergeben hat. Zu einer wirklichen Karikatur im guten Sinne bringt er es nun freilich doch nicht, da er am letzten Ende den Dichter fallen läßt, um den Menschen verächtlich zu machen. Er zeigt uns schließlich einen elenden Feigling, der seine Aufgabe und seine Familie im Stich gelassen hat, was ja mit dem Symbolismus, auch mit dem verrücktesten, nichts mehr zu thun hat. Aber auch wo er sich gegen den Dichter wendet, wählt er seinen Standpunkt falsch und zwar zu niedrig. Diese dachtenden Ueberjünglinge müssen vom Standpunkt der Kunst aus ironisirt werden, während Herr Blumenthal sie vom Standpunkt der geistigen Bavalität aus komisch erscheinen läßt. Diesem Standpunkt gegenüber hat aber schließlich jede geistige Richtung recht, also auch die symbolistische. Nun giebt es gewiß einige symbolistische Existenzen, mit denen verglichen selbst der trivialste Philister eine Wohlthat ist. Nur schreibt man dann nicht mehr gegen ein ästhetisches Extrem, sondern gegen einige verunglückte Exemplare des Extremis, die von den Extremen selbst nicht ernst genommen zu werden brauchen. Und das ist natürlich künstlerisch wertlos.

Es handelt sich in dem Stück um eine Dame, die in ihrer allzu sorglosen Existenz Grillen fängt und aus einer Lanze heraus mit dem symbolistischen Ueberdichter anbandelt. Der Ehemann findet das schon an sich nicht nett und ist um so weniger davon erbaut, als er eine längere Reise antreten muß. In dieser heissen Situation giebt ihm ein Freund, der Raisonneur des Stückes, einen guten Rat, der schon früher in Komödien gegeben wurde. Die junge Frau erkrent sich noch eines zweiten Liebhabers, eines gedehnten Stokers, der harmlos genug ist, um amüßant zu sein. Von diesem Liebhaber befürchtet der Ehemann nichts, er macht ihn also auf den Ueberdichter eifersüchtig und reißt in dem sicheren Vertrauen fort, daß der eine Liebhaber schon den andren bewachen werde. Das trifft auch ein und so wird in der Abwesenheit des Ehemannes die Katastrophe vermieden. Als er wieder zurückkehrt, wird der Ueberdichter in seiner menschlichen Erbarmlichkeit entkühlt, der eheliche Frieden wieder hergestellt und das Publikum mit der moralischen Verurteilung entlassen, daß es diesmal nicht zum Hebruch kam. Niemand wird behaupten, daß das viel ist, es ist im Gegenteil nichts; aber das geistige Nichts ist wenigstens hier und da nicht ohne Gefälligkeit behandelt. Die Sache ist im ganzen ziemlich harmlos; sie wird bescheidene Gemüther erfreuen, ohne der Kunst ernsthaften Schaden zuzufügen. In einen Saison-erfolg glaube ich nicht. Der verhöbute Ueberdichter wird allerdings

*) Im Norden wird das Weihnachts- oder besser Zulfest vom 24. Dezember bis zum 6. Januar, vom Tag der Wintersonnenwende bis zum Dreikönigstag, durch Festessen und stieliges Tanzen gefeiert.

ein breites Publikum haben, um so breiter, als seine Persönlichkeit ein indirektes Lob der Banalität bedeutet. Aber schließlich sind die Reize des Stückes doch zu zierlicher Natur, als daß die breiten Pöbelmassen sie mit Gejohl und Gewieher aufnehmen sollten.

Von einer tieferen Charakteristik ist selbstverständlich keine Rede, nicht einmal von einer deren. Wenn man das Genre dieser gefälligen Spielereien überhaupt zugeben will, kann man daraus freilich dem Autor kaum einen Vorwurf machen. Das Genre schließt Tiefe und Kraft und damit auch tiefe und kräftige Charakteristik von vornherein aus. Es verlangt um seiner Leichtigkeit willen ganz leichte und blasse Konturen. Jemand müßte schon sehr, sehr fein, müßte ein Künstler sein, um innerhalb dieser feinen Konturen diskret und doch lebendig zu individualisieren. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Blumenthal dieser Künstler nicht ist. Wenn man von der Dame, um die es sich handelt, sagt, daß sie eben eine Dame ist, hat man alles gesagt, was man von ihr weiß; jede nähere Bestimmtheit fehlt. Ebenso ist ihr Mann ein reicher Graf, der Raïssonneur ein eleganter Baron mit einigen Lebenserfahrungen usw. Alles Schema. Keine Gestalten.

Was mich mit manchem ausgereizt, das ich schließlich sonst doch wohl laun ertragen hätte, ist einmal der Fleiß, der ohne Zweifel an die Kleinarbeit des Verses gewandt ist und dann die sichere Bühnenroutine des Autors. Ich will gewiß nicht Blumenthal als Erzähler empfehlen, aber schließlich kann ich so wenig zu seinem Nachteil als zu seinem Vorteil lügen. Ich will also bekennen, daß mir seine Routine ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit gegeben hat. Wir haben an dieser Stelle jedem ehelichen künstlerischen Streben die wärmste Anteilnahme und die größte Rücksicht entgegengebracht, aber es läßt sich nicht leugnen und soll nicht geleugnet werden, daß der gute Wille, unter Umständen auch das gute Können, mit einem Dilettantismus der Technik Hand in Hand ging, der peinlich genug zu tragen war. Besonders die jungen deutschen Milieudichter, denen nichts Rechtes mehr gelingen will, haben uns in dieser Beziehung harte, sehr harte Geduldsproben zugemutet. Am Ende ist die Bemerkung nicht ganz deplaciert, daß eine gute Bühnentechnik auch den Dichter ziert, wenn er nun einmal für die Bühne schreibt.

Die Verse des Stückes wurden von den Darstellern des Lessing-Theaters gewandt und gut gesprochen. Darzulegen giebt es ja in einer solchen Komödie nichts. Die heikelste Aufgabe war Winterste in zugefallen, der sie sehr glücklich löste.

Erich Schallier.

Kleines Heuilleton.

ad. Eine Fahrt über das Mittelmeer im Jahre 1434. Aus der Zeit kurz vor den großen, geographischen Entdeckungen, als noch das Mittelmeer die Hauptwasserstraße des Welt Handels und die italienischen Kaufahrer, vor allem die der seegewaltigen Republik Venedig, seine Hauptträger waren, ist uns eine äußerst interessante Beschreibung einer Seereise von Venedig nach Beirut im Jahre 1434 erhalten, die nach den lateinischen Schlussbemerkungen des Originals im Britischen Museum im Jahre 1460 von Johann Schumann aus Lützenburg niedergeschrieben worden ist. Das Interesse des in deutscher Sprache abgefaßten, stilistisch nicht eben glänzenden Verichts liegt nicht darin, daß seinem Verfasser bei der Fahrt übers Meer besonders aufregende Abenteuer zugestossen wären. Dergleichen ist ihm nicht widerfahren, weiß er doch weder von schweren Stürmen, noch von einem romantischen Angriff seeräuberischer Barbaren zu erzählen. Vielmehr verließ die Fahrt unter Anlegen auf den Zwischenstationen Pola, Zara, Corfu, Rodon, Coron, Rhodus bei günstiger Witterung ganz glatt, und auch zu Lande, im türkischen Beirut, hat der biedere Deutsche nichts Sensationelles erlebt. Dagegen ist sein Bericht kulturgeschichtlich äußerst belehrend durch die ausführlichen, den größten Teil des Raumes einnehmenden Angaben über Einrichtung und Besatzung des Schiffes, mit dem er fuhr. Es war das eine Galeere von recht stattlichen Dimensionen: 80 Schritt lang, 20 Schritt breit. Zu ihrer Fortbewegung diente einmal ein Mast, der nur ein Segel trug; nicht einmal ein Bugspriet war vorhanden. Der Mast war beiderseits durch je fünf Seile gehalten, die Schumann mit ihren italienischen Namen einzeln aufzählt; über eins davon schreibt er: „Das klein sehl an dem Wawnen das heist Aufsollo, und mit demselbem sehl do ledt man alle speyerey nigt und entledt das drinnen ist und zeucht auch das sehl an tuch, das da heist poga, auff, wenn man nicht vast wyll faren, und man zeucht leut daran auff, die sich verschulden, also das man dasselb mer nigt den der anderen leins...“ Außer der Tafelung fuhr die Galeere 50 Ruder, zu deren Bedienung 150 Ruderer auf 25 Wänden an beiden Vorden des Schiffes verteilt wurden. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Geschwindigkeit eines so großen Fahrzeuges bei so geringen Mitteln zur Fortbewegung nicht gerade imposant war, und erstarkt weiter nicht, daß unsere Galeere — ungerechnet die Aufenthalte in Häfen — rund drei Wochen brauchte für eine Strecke, die ein heutiger Dampfer in nicht viel mehr als drei Tagen zurücklegt. Und das war noch bei günstigem Winde; wenn man dagegen auf die Ruder allein, deren Tätigkeit nachts ganz aussetzte, angewiesen war, mochte es auch vier bis fünf Wochen währen, ehe man in Beirut anlangte. Außer den 150 Ruderkräften gehörten noch zur Besatzung eine Anzahl eigentlicher Seeleute zur Bedienung der Tafelung und des Steuerruders. Wie unsicher das

Meer war, geht daraus hervor, daß sich auch 50 Armbrustschützen an Bord befanden. Nimmt man dazu noch 50 Passagiere — teils Kaufleute, teils Pilgrime —, den Capitano (Geschwaderchef), Comito (Kapitän), Patron (Needer oder Eigentümer), Bedotta (Steuermann), einen Richter, einen Geistlichen, einen Wirtel, einen Küchenmeister, zwei Köche, zwei „Busamer“ und drei Kellner, je einen Kellner, Fächer, Schmied, Zimmermann, Schuster, Schneider und Barbier, vier Diener für Capitano und Patron, sowie vier Edelente zur Dienstleistung beim Geschwaderchef, so stellt sich die Gesamtbevölkerung des Schiffes auf dreihundert Personen. Die Unterbringung dieser Menschenmenge war nichts weniger als schön. Der ganze, in vier von einander getrennte Schotten zerfallende Raum unter Deck diente nämlich bloß zur Unterbringung von Waren, Proviant und Schiffsgerät. Dagegen war so etwas Ähnliches wie eine Kajüte nicht vorhanden. Alles Lebende an Bord durfte es sich auch nachts nur auf dem Verdeck nach Herzenslust bequem machen. Selbst die als „Herren“ vor den übrigen Insassen ausgezeichneten Respektspersonen, wie Kapitän, Steuermann, Geistlicher etc., waren nur durch ein auf dem Hinterkastell angebrachtes Zeltdach von Teppichen gegen die Unbilden der Witterung geschützt. Zwischenbed ist dem gegenüber himmlisch. Prächtig waren auch die Verpflegungseinrichtungen. Es gab einen Kochherd an Bord, der eine Kasser in Quadrat maß. Darauf lockten und brieten die beiden Köche — aber nur für die „Herren“. Alle übrigen, Mannschaften wie Passagiere, hatten sich ihre Speisen selber darauf herzurichten. Die Mannschaften besorgten das immer zu 4—5 gemeinsam; im ganzen hatten aber doch an die hundert Partien eingetun zu kochen. Noch idyllischer wurde die Sache dadurch, daß bei einigermaßen unruhiger See der Herd der Feuersgefahr halber überhaupt nicht gebraucht werden durfte. Wie die Passagiere, so mußten auch die Mannschaften die nötigen Lebensmittel mit an Bord bringen; denn in ihre Löhnung war freie Verpflegung nicht mit einbegriffen. Sie bekamen an Naturalien nur sechs Unzen Brot jeden zweiten Tag: „das prot ist zwvint (zweimal) gepaden und heist pischotto (= Zwieback), also das es woll drehig oder vhrig iar alt wirt.“ Ueber den Geldlohn heißt es: „So ist zu wissen, daß man ehnem glichem Ruderer zu solt gipt ehnen monadt gemeinlich drey ducaten, etlichen mer, darnach eyner sterder und redlicher ist; Wam vill alter leut darauff seint, dh da Ruderer, so gipt man ehnem schynen vier ducaten, und ist zu merken, das man inn essen und trincken nicht gipt.“ Ein Dukat ist gleich ungefähr 10 Mark. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß die Kaufkraft des Geldes damals um ein Mehrfaches größer war, als heutzutage. Trotzdem war das Dasein der Ruderer erbarmungswürdig, zumal wenn man bedenkt, wie lang ihre Arbeitszeit währte: „und wenn das der tach her vrucht, zwv orr vor (zwei Stunden vor Tagesanbruch), so weert der Comitt die Ruderer auff zu Ruder.“ Das währte dann bis zur Nacht. Waren dies also auch keine an ihre Band angegeschmiedete Straflinge, keine Galeerenflaven, so waren sie doch nicht viel besser daran als solche. Vergewaltigt man sich die Einrichtung und Leistungsfähigkeit dieser für die venezianische Handelsmarine jener Zeit typischen Schiffe, kann man im großen und ganzen keinen erheblichen Fortschritt gegen das klassische Altertum konstatieren; ja, die bedeutend kleineren Trieren der Griechen müssen an Fahrtschnelligkeit die schwerfälligen Galeeren des Mittelalters bei weitem übertrouen haben. Aber eine Einrichtung, einen Apparat gab es doch an Bord des von Johann Schumann benutzten Schiffes, der trotz seiner Unscheinbarkeit einen gewaltigen Fortschritt darstellte: „Und so muß der gesellen eyner sigen in dem pope (Hinterteil) ob ehnem buchslein und sieht an den sternun und an dem puchlein, ob er recht vor . . . und der self gefelle hat ein orglaß (Uhr) an ehnem Arm, und da wech er wyhe vill or ist und wie vill or er vert, und der selbem gesellen mues yder ein halbe nacht also sigen ob dem puchlein, sunderlich ob man die nacht vert. . .“ Dies „buchslein“ enthielt den 1302 von Flavio Gioja in seiner jetzigen Gestalt erfundenen Kompaß. Möchten also auch noch die Venezianer, mit denen Schumann fuhr, gleich den Alten mit ihrem Schiff möglichst die Riste entlang kriechen, wie ihre Reiseroute lehrt, so geschah das nur mehr wegen der Stillschiffheit ihres schwerfälligen Fahrzeuges im Falle von Sturm. Der Kompaß aber bot die Möglichkeit, sich mitten ins Weltmeer hinauszufahren. Das geschah denn auch, sobald man besser konstruierte Schiffe hatte, die sich nur des Windes zur Fortbewegung bedienten: und die großen maritimen Entdeckungen erfolgten. —

Musik.

Der Ausflug, den wir nach wahrhaft volkstümlichen Konzerten halten, ist eine recht undankbare Tätigkeit. Wie weit die Populären Philharmonischen Konzerte diesem Sehnen entgegenkommen, haben wir bereits mehrfach gesagt. Es wird da außer Bier auch noch gute Musik verzapft — gut schon in dem Sinn, daß in der Auswahl der Stücke wirklich Wertvolles bevorzugt ist. Man kann sich da im Lauf einiger Zeit ganz hübsche Kenntnisse aus der allbeliebten Epoche der letzten zwei Jahrhunderte erwerben, allerdings mit der Beschränkung auf das ohnehin schon Gesäußerte. Von dem Durcheinander so und so vieler Stücke und von dem allgemein tödlichen Herausreißen solcher Bestandteile größerer Werke, wie es Ouverturen und dergleichen sind, kommt man freilich auch hier nicht los. Daß die Philharmoniker gut, d. h. gewandt, mit feinen Unterscheidungen und mit einem gediegenen Zusammenklang spielen, ist bekannt. Daß an dieser Stelle erst recht kein

Hinausgehen über die derzeit gewohnte Vortragskunst stattfindet, ist begreiflich. Daß der ständige Kapellmeister, königl. Musikdirektor Josef Rebecck, nicht zu den an Gestaltungskraft reichsten Dirigenten gehört, brauchen wir ebenfalls nicht wiederholen. Daß er in diesen Tagen sein vierzigjähriges Künstlerjubiläum feierte, in Erinnerung an sein Eintreten in die Wiener Hofkapelle 1861 (mit 17 Jahren), sei mit Anerkennung seiner unzweifelhaften Verdienste gern erwähnt. In dem einen Konzert, das wir vor kurzem besuchten, stand als klassisches Orchesterwerk die siebente Symphonie Beethovens, A-dur, auf dem Programm. Der zweite Satz dieser „Apotheose des Tanzes“, ein „Allegretto scherzando“, also ein gelinde schnelles, scherzhaftes Stück, ist schon immer das Kreuz des Hörers, der da erwartet, was zu erwarten ist. Weder tanzhaft, noch schnell, noch scherzhaft, sondern in schwerfälligster Trauerstimmung: so wird dieses eigenartig leichtsüßige Stück in den gewöhnlichen Konzerten verzerrt. Eine phonographische Aufnahme davon, in einem Musikarchiv hinterlegt, würde gleich manchen andern solchen Festnagelungen unsre Rachkommen lebhaft interessieren.

Seit einiger Zeit versucht das „Berliner Tonkünstler-Orchester“ im „Deutschen Hof“ das Publikum ebenso heranzuziehen, wie dies in der Philharmonie den Philharmonikern seit langem mit sicherem Erfolge gelingt. In der Besetzung der Streicher nunmehr verstärkt, will es in diesem Winter mit neuen Anfängen wirken. Das Eröffnungskonzert, der erste Sinfonie-Abend unter Franz v. Blou, ging freilich auch wieder nicht recht über die gewohnte Haltung solcher Konzerte hinaus. Doch war es immerhin ein Verdienst, daß diesmal etwas Aelteres neu zu Gehör gebracht wurde. Zu den Künstlern, die aus materieller Not ihre Entwicklung hemmen müssen, gehörte Hugo Ulrich (1827—1872). Seine „Symphonie triomphale“ wurde (1853) preisgekrönt und viel gespielt und bewillkommt. Ihre jetzige Wiedererweckung zeigt, daß es sich um eine gut gemachte Festesmusik handelt, die sich im Adagio und in der interessanten Arbeit des Schlusses auch zu einem höheren Stand erhebt. Erwähnen wir, daß der übrige Teil jenes Konzertes neben viel Publikumsware auch einen Gesangsvortrag von Helene Eisner enthielt, die eine sonore, ziemlich dunkle Stimme gut zur Geltung brachte, so ist wohl genug gesagt. Doch sei auch hier erwähnt, daß die Direktion jenes Orchesters sich bereit erklärt hatte, im Rathaus allwöchentlich ein volkstümliches „klassisches Konzert“ zu billigstem Eintrittspreis zu geben, und daß der Magistrat dieses Anerbieten ablehnte. Aufkeimend geschah dies ohne Gegenvorschläge, die ja doch das mindeste wären, was man in diesem Fall erwarten dürfte. Inzwischen hat die „Volks-Singakademie“ ihre von uns feinerzeit erwähnten wertvollen Bestrebungen energisch fortgesetzt und wird zunächst an zwei Oktobertagen ein Sinfoniekonzert geben, das ausschließlich Beethoven gilt und von diesem sogar ein fast ver-gessenes Stück, das Chorwerk mit Orchester „Meeresstille und glückliche Fahrt“, hervorziehen will; wie ich höre, sind für beide Abende bereits die 3600 Sätze ausverkauft. Später sollen ein Kammermusik-, ein Lieder- und ein Oratorium-Abend folgen, dieser mit Händels „Samson“. Uns mag daran nur eins fehlen, — daß nämlich diese Konzerte nicht in Berlin, sondern in Dresden stattfinden. —

sz.

Medizinisches.

— Sollen Kinder Brillen tragen? Im „Kleinen Journal für Hygiene“ schreibt der Augenarzt Dr. Ernst Heimann: Da der Augenarzt so häufig, wenn es sich um die Verordnung von Brillen bei Kindern handelt, auf Gleichgültigkeit, ja sogar auf Widerstand seitens der Eltern oder der Angehörigen stößt, möchte ich gern mit einigen erklärenden Worten darauf hinweisen, wie gerade im Kindesalter das Tragen eines richtigen Glases von eminentester, nicht geringfügig zu betonender Bedeutung ist.

Und dies aus zwei Gründen:

Erstens bleibt ein Kind, das an einem Brechungsfehler des Auges leidet, sei es nun übermäßig oder kurzsichtig, bei weitem in seiner Ausbildung hinter seinen mit normalen Augen begabten Altersgenossen zurück. Das kurzsichtige Kind kann in der Schule an der Tafel die Schrift, an der Wandkarte die Länder und Städte nicht erkennen, es muß sich auf die vorderste Bank setzen, um möglichst nahe an dem zu betrachtenden Objekt zu sein, aber trotz alledem kann es nicht das sehen, was es sehen soll. Infolge dessen sind seine Leistungen in der Klasse schlechter, als die seiner Mitschüler, es wird sogar nicht selten deswegen bestraft, und wird schließlich einfach für ein minderbegabtes Wesen gehalten. Das Kind verliert die Lust am Lernen, da es ja trotz aller Anstrengungen es den andern doch nicht gleich thun kann, und so kommt es, daß gerade die ersten Jahre des Schulunterrichts, die so wichtig für die spätere intellektuelle Entwicklung sind, ungenutzt verstreichen; ein Defizit in dieser Anfangsphase der geistigen Entfaltung wird aber später nur sehr schwer wieder auszugleichen. Dazu kommt, daß die Kurzsichtigkeit eine stärkere Annäherung des Kopfes an die Bücher erfordert. Die Folge davon ist eine schlechte Haltung des Körpers, die in den Jahren des Wachstums leicht zu einer nicht wieder zu beseitigenden Rückgratsverkrümmung führen kann. Ist der kleine W.C.-Schütze aber übermäßig, so ermüden seine Augen schon wenige Minuten, nachdem er seine Schularbeiten begonnen, er wird faul gescholten, und es stellen sich die oben erwähnten üblen Folgen für seine geistige Entwicklung ein.

Die Anschauung, man dürfe das Auge nicht so frühzeitig mit einer Brille „verwöhnen“, ist eine ebenso verbreitete, wie irri-ge; die Brechungsfehler des Auges, Ueberlässigkeit, Kurzsichtigkeit usw., müssen vielmehr durch zweckentsprechende Brillen ausgeglichen werden. Unterlassungsünden in dieser Richtung würden sich früher oder später empfindlich rächen.

Und noch ein zweiter Faktor ist es, der es als dringend geboten erscheinen läßt, den abnormen Brechungs-zustand des überlässigen und des kurzsichtigen Auges bei den Kindern durch Gläser zu korrigieren, das ist die erst in neuerer Zeit zu voller Würdigung gelangte Thatsache, daß man vorbeugend im Stande ist, durch Auswahl eines entsprechenden Glases, die natürlich in der sorgfältigsten Weise von einem Spezialisten vorgenommen werden muß, die weiteren schädlichen Veränderungen am Auge selbst hinten zu halten. Bei Ueberlässigen ist neben der ausgleichenden Wirkung die Verhinderung des Schielens die Aufgabe der korrigierenden Gläser, aber von noch größerer Bedeutung ist die Brille für den jugendlichen Kurzsichtigen. Hier kann das Tragen eines richtigen Korrektionsglases, das sonst rapide Zunehmen der Kurzsichtigkeit unterdrückt, es ist die Möglichkeit gegeben, das Eintreten jener schweren Augenerkrankungen zu vermeiden, wie sie gewöhnlich bei den hohen Graden der Kurzsichtigkeit — mit allen ihren, die Existenz des Menschen in Frage stellenden Folgen — im Lauf der Jahre entstehen. Wenn erst die Zeit gekommen sein wird, wo den Schulärzten, die sich in der kurzen Zeit ihrer Thätigkeit schon so bewährt haben, augenärztlich geschulte Untersucher zur Seite stehen, wird es möglich sein, die Zahl der hochgradig Kurzsichtigen, die bei uns in Deutschland nicht gerade unbedeutend ist, noch bei weitem zu verringern. —

Humoristisches.

— Erziehung. „Nicht wahr, Mama, es ist Sünde, wenn Arthur immer flucht?“

„Sälimmer als Sünde, Kind, es ist ordinär.“ —

— Vorbereitung. „Führer, erzählen Sie mir mal 'n paar gefällige Gleichsachen, ich muß 'n Vortrag im Alpenverein halten.“ —

— Gekränkt. „Du, Erich, das wird mir bald zu dummt. Den ganzen Nachmittag muß ich allein spazieren fahren, heute Abend soll ich allein ins Theater — zum Donnerwetter, ich bin doch nicht mit Dir verheiratet.“ —

(„Simpl.“)

Notizen.

— Frank Wedekinds Schauspiel „Marquis Keith“ geht am Freitag im Residenz-Theater zum erstenmale in Scene. —

— Hugo Lubiners Schauspiel „Der schuldige Teil“ wird im Lessing-Theater am 2. November in Scene gehen. —

— Die „Neue freie Volksbühne“ bringt am 13. und 27. Oktober, nachmittags 2 1/2 Uhr, im Bellealliance-Theater Gustav Freytags „Journalisten“ zur Auf-führung. —

— Das „Teloplasma“ will es noch einmal versuchen: am 31. Oktober mit „Erotischer Kunst“. — Schab' für's Schmalz! —

— Der Eröffnungabend der „Berliner Scala“ findet am 18. d. M. (Ludauerstr. 15) statt. Zur Aufführung gelangt unter andern die Komödie in drei Akten „Narriische Welt“ von Otto Humerl. —

— 51 Stücke sind auf das literarische Preis-ausschreiben des „Sächsischen Volks-Theaters“ hin eingegangen; eine Entscheidung dürfte kaum vor dem 1. Januar 1902 getroffen werden. —

— Das Opernhaus bereitet eine Neueinstudierung von Bizets „Carmen“ vor; Ernst Kraus wird den Don José singen. —

— „Der Jugendring“, eine Märchen-Operette von Louis Roth, wurde bei der Premiere im Alten Leipziger Stadt-Theater freundlich aufgenommen. —

— Dellingers Operette „Jadwiga“, Text von Hirsch-berger und Pohl, erzielte bei der Erstaufführung im Dresdener Residenz-Theater einen glänzenden Erfolg. —

— Unter dem Namen „Zeichnende Kunst“, deutsche Ausstellung von Zeichnungen, Radierungen, Lithographien, Pastellen, Aquarellen und Entwürfen wird die Berliner Seceffion am 1. Dezember eine Ausstellung in ihrem Hause eröffnen. —

— Adolf Maennchen, von dessen Gemälde „An der Landstrasse“ die „Neue Welt“ unlängst eine Holzschnitt-Reproduktion brachte, wurde als Professor an die Düsseldorfer Akademie berufen. —

t. Ein Fisch sterben aus merkwürdiger Ursache ist in einer Vorstadt von London beobachtet worden. Die Straßen waren dort vor kurzem mit Holzpfaster belegt worden, das wie gewöhnlich mit Kreosot getränkt war. Nach einem heftigen Regen zeigte sich ein Fischsterben in dem nahen Wandsefluß, und es wurde durch eine Untersuchung festgestellt, daß die Fische zweifellos durch das Wasser vergiftet worden wären, das von dem Holz-pfaster ausgefalteten Straßen in den Fluß gelaufen war. —